

**Bodenloser Satiriker. Zum Problem der  
Versöhnbarkeit von Kindern der NS-Opfer  
und -Täter in Doron Rabinovicis Roman *Ohnehin***

Hiroshi YAMAMOTO

『ドイツ文学論集』第47号別刷  
日本独文学会中国四国支部  
2014（平成26）年10月

## **Bodenloser Satiriker. Zum Problem der Versöhnbarkeit von Kindern der NS-Opfer und -Täter in Doron Rabinovicis Roman *Ohnehin*<sup>1)</sup>**

Hiroshi YAMAMOTO

Doron Rabinovici wurde 1961 als Sohn jüdischer Eltern, die aus Osteuropa stammten und den Holocaust überlebt hatten, in Tel-Aviv geboren und übersiedelte mit ihnen im Alter von drei Jahren nach Wien. Er gilt als Repräsentant einer neuen Generation deutschsprachiger jüdischer Schriftsteller. Anders als die „erste Autorengeneration“ – Peter Weiss, Hilde Domin, Erich Fried und andere – „welche die Naziherrschaft entweder im Exil, im Versteck oder im Konzentrationslager überlebt hatte“,<sup>2)</sup> stehen in seinem Werk nicht mehr unmittelbar die Verbrechen der Nationalsozialisten selbst im Mittelpunkt, sondern „ihre Auswirkungen auf das Leben der Eltern und somit die eigene Lebensgeschichte“.<sup>3)</sup> In Anlehnung an den US-Amerikanischen Holocaust-Forscher James E. Young charakterisieren etwa Inge Stephan und Alexandra Tacke diese zweite Generation wie folgt:

Groß geworden und sozialisiert mit den Narrativen und Bildern der ersten Generation, greift die zweite und dritte Generation „das gespeicherte Wissen, die Rhetorik der Erzählungen und die standardisierte Ikonographie des Holocaust“ auf, um sie für die eigene Standortgewinnung in der Gegenwart zu nutzen. Dabei werden die ‚Vor-Bilder‘ affirmativ zitiert, ironisch gebrochen oder kritisch reflektiert. Dass das Nach-Bilden/Erzählen sowohl neue Möglichkeiten als auch erhebliche Gefahren mit sich bringt, wird insbesondere dann deutlich, wenn man bedenkt, dass jede Narration grundsätzlich die alten Geschichtsbilder um- und überformt: So können diese entweder erweitert, vertieft und präzisiert oder aber auch verzerrt, verfälscht und für neue und andere Zwecke umkodiert werden.<sup>4)</sup>

Als Paradebeispiele für die ironisch-kritische Um- und Überformung der alten Geschichtsbilder können sowohl Rabinovicis Debütroman *Suche nach M. Roman in zwölf Episoden* (1997) als auch sein neuester Roman *Andernorts* (2010) bezeichnet

- 1) Die erste Fassung dieses Aufsatzes wurde am 24. November 2012 beim Seminar für österreichische Gegenwartsliteratur in Nozawa-Onsen (Japan) vorgetragen.
- 2) Susanne Wirtz: *Jüdische Autoren der Gegenwart*. In: Tribüne. Zeitschrift zum Verständnis des Judentums. H. 198. 2011. S. 153.
- 3) Ebd., S. 154.
- 4) Inge Stephan und Alexandra Tacke: Einleitung. In: *NachBilder des Holocaust*. Köln / Weimar / Wien (Böhlau) 2007. S. 7.

werden.<sup>5)</sup> Rabinovici versucht im ersten Roman, mit dem Thema des der zweiten Generation „verhangen[en] Schuldgefühls“<sup>6)</sup> auf humoristische Weise umzugehen: Einer der Helden will sich als schuldbeladener Nachkomme der Holocaust-Generation aus Scham mit Mullbinden verhüllen. Im letztgenannten Roman verfiel Rabinovici auf die geniale Idee, zwischen zwei angeblich österreichischen bzw. jüdischen Konkurrenten eine Blutsverwandtschaft herzustellen, wobei er zugleich den Glauben an das Blut durch die Wahnidee eines religiösen Fanatikers relativiert, der mit Hilfe der Gentechnik einen neuen Messias ins Leben zu rufen versucht. Kurz gesagt, mit seiner phantastischen Fabulierkunst und viel Komik gelingt es Rabinovici immer wieder, die Erinnerung an den Holocaust wachzuhalten.

Im Vergleich zu den beiden Romanen, die sich hauptsächlich mit den heiklen jüdisch-deutschen Beziehungen nach der Shoa auseinandersetzen und durch die kunstvolle Übertreibung wie Parabeln wirken, platziert der Autor seinen zweiten Roman *Ohnehin* (2004)<sup>7)</sup> sehr deutlich in einen konkreten zeitgeschichtlichen Kontext. Ferner geht es hier weniger um die bilaterale Symbiose zwischen Deutschen und Juden als um ein multikulturelles Zusammenleben, das unter den gegebenen politischen Umständen in eine Zerreißprobe gerät.

Die Romanhandlung beginnt im August 1995 und endet ungefähr ein halbes Jahr später. Dieses doppelte Gedenkjahr für Österreich markiert eine gewisse Wende in der Nachkriegsgeschichte. Damals war der Bosnienkrieg, der drei Jahre zuvor in der unmittelbaren Nachbarschaft Österreichs ausgebrochen war, in seine letzte Phase eingetreten. Und eine große Flüchtlingswelle kam auf Österreich zu, woran sich die österreichische Asylpolitik zu bewähren hatte. Im Nahen Osten wurde im November der israelische Premierminister Jitzchak Rabin von einem jüdischen Fundamentalisten und Rechtsradikalen ermordet, so dass die Verhandlungen mit den Palästinensern und der gesamte Friedensprozess in ein aussichtsloses Stocken geriet.<sup>8)</sup> Innenpolitisch schien der Aufstieg des rechtspopulistischen Politikers Jörg Haider nicht mehr aufzuhalten zu sein, der in eben diesem Jahr, wie im Roman wörtlich zitiert, vor Veteranen der Waffen-SS eine Rede hielt und sie als „anständige Menschen“ (244) bezeichnete, um damit am demokratischen Konsensus der Nachkriegsgesellschaft zu

---

5) Doron Rabinovici: *Suche nach M.* Roman. Frankfurt a. M. (Suhrkamp) 1997; *Andernorts.* Roman. Berlin (Suhrkamp) 2010

6) Robert Schindel: *Rede auf Doron Rabinovic* [sic!] *Laudatio zum Mörrike-Förderpreis.* [http://www.rabinovici.at/bio\\_robert\\_schindel.html](http://www.rabinovici.at/bio_robert_schindel.html). (Stand: 13.03.2014)

7) Doron Rabinovici: *Ohnehin.* Frankfurt a.M. (Suhrkamp) 2004 (Seitenangaben im fortlaufenden Text).

8) Vgl. ebd. S. 213f.

rütteln. Im damals gerade beginnenden parlamentarischen Wahlkampf bestand die Aussicht auf einen Sieg seiner rechtsextremen Partei, während der „rechtsextreme[] Terror“ (44) das Land mit Briefbomben erschütterte. Nach der Zeitdiagnose einer Romanfigur war die politische Stimmung in Österreich während der achtziger Jahre völlig umgeschlagen, so dass „der Haß auf alles, was nicht bodenständig schien, aufgeschäumt“ (160) war.

Dieser Roman versucht, im immer schlimmeren Klima der neunziger Jahre die Krise der multikulturellen Gesellschaft zu verfolgen, wobei Rabinovici nicht fürchtet, zu tagespolitischen Themen Stellungen zu nehmen und damit einige scharfe Kritik von Seiten der Rezensenten seines Buchs zu ernten.<sup>9)</sup> Im Folgenden möchte ich zeigen, welche Möglichkeiten Rabinovici für die zweite Generation sieht – sowohl für die Kinder der Täter wie die der Opfer –, mit der vergangenen und gegenwärtigen Katastrophe sinnvoll umzugehen.

## I

In der Topographie des Romans spielt der am Rande des Zentrums liegende Naschmarkt eine bedeutende Rolle. Dort überschneiden sich schon am Anfang des Romans seine beiden Hauptstränge, also die Phantomgeschichte aus der vergessenen Vergangenheit einerseits und die Liebesgeschichte vor dem Hintergrund des gegenwärtigen Kriegs andererseits: Der junge Neurologe Stephan Sandtner geht über das Marktgelände zur Wohnung des an Demenz leidenden Herbert Kerber, eines ehemaligen Waffen-SS-Offiziers, der plötzlich die Verbrechen im Krieg zu bekennen angefangen hatte. Auf dem Weg begegnet ihm ein bunt gemischter Freundkreis, wobei er auch seine spätere Freundin Flora Dema, eine Videokünstlerin aus Bosnien, kennenlernt und sich in sie verliebt.

Abgesehen von einer Szene, in der Stefan mit seinem jüdischen Freund Lew Feininger ein oberösterreichisches Dorf besucht, entwickelt sich der Plot des Romans fast ausschließlich auf dem Naschmarkt und in dessen Umgebung, etwa bei Kerber in der Lehargasse oder an der Filmakademie in der Metternichgasse. Durch diese Fokussierung versucht der Roman den Naschmarkt als eine multikulturelle nomadenhafte Enklave mitten in der hygienisch sauberen, modernen und zunehmend

---

9) So fand etwa die Wiener Kritikerin Daniela Strigl den Roman „vollkommen missglückt“, während der Literaturwissenschaftler Paul Michael Lützeler ihm ein überschwängliches Lob erteilte. Vgl. Daniela Strigl: *Fragen Sie Doktor Sandtner. Unter Weißkitteln: Doron Rabinovici verhebt sich an einem Krimi*. FAZ vom 28.6.2006; Paul Michael Lützeler: *Einmal muss doch Schluss sein*. Die ZEIT vom 29.7.2004.

ausländerfeindlichen Stadt vorzustellen: Er ist, so heißt es im Roman, „ein idyllisches Bild“ „von bunter Vielfalt und froher Harmonie“ (178). Auf dem Markt kann denn auch die Trennung in verschiedene gesellschaftliche Klassen, wenn auch nur kurzzeitig, aufgehoben werden: Jeder, „ob Bürgerdame oder kleiner Pensionist“, muss sich „durch das Gewimmel der Menge“ drängeln und „sich erst Gehör verschaffen“, denn die „einfachen Händler“ stehen anders als sonstwo hoch „auf dem Podest ihrer Waren“ (42). Dort arbeiten viele Ausländer fast aus der ganzen Welt. Für sie bedeutet „diese Essensmeile, dieser Tummelplatz“ ihre „eigentliche Heimat“ (162). Selbst der jüdische Überlebende Paul Guttman aus Rumänien kann hier aufatmen und sich hier „zu Hause“ (39) fühlen. Stefan, der Sohn aus gutbürgerlicher Familie, der von Kindheit an zum Treiben des Marktes im ambivalenten Verhältnis, zugleich Angst und Faszination, stand, findet hier ein tröstendes Asyl, als er seine damalige Geliebte und die Stelle in der Klinik verloren hat.

Diese idealisierte Darstellung einer multikulturellen Enklave ist weder so banal noch so platt, wie es vielleicht auf den ersten Blick aussieht, denn der Roman zeigt zugleich, dass es dort nur scheinbar friedlich zugeht, etwa so wie im Auge eines Taifuns. In Wirklichkeit ist die Enklave von furchtbaren Gefahren umgeben. Diese Umstände stellt der Erzähler auf eine ganz subtile Weise zur Schau. Schon die bloße Beschreibung der topographischen Lage verdeutlicht, dass der Markt auch in dieser Hinsicht eine einzigartige Stelle einnimmt und zum etablierten Zentrum in einem Spannungsverhältnis steht. Denn er hat auf dem Stadtplan die Form eines Keils, „der von der Vorstadt ins Zentrum trieb, sich zwischen Bezirke zwängte“ (42). Während jede große Achse in Wien von Kreisen, also vom Gürtel oder vom Ring, geschnitten wird, durchbricht der Naschmarkt mit der linken und der rechten Wienzeile irgendwie die „hermetische Hierarchie“ (177).

Dem Erzähler zufolge, der nicht bloß die soziale und topographische Lage des Naschmarkts beschreibt, sondern auch nach der Manier eines Historikers über dessen Herkunft und Geschichte Auskunft gibt, hat die jeweilige politische Macht in ihm stets eine potenzielle Gefahr für die Ordnung gesehen, als wäre der Naschmarkt wirklich ein „Keil gegen das Zentrum“. Je nach Anlass mal hygienische, dann wieder ästhetische oder Sicherheitsgründe zum Vorwand nehmend, wollte und will die Macht stets das „ungebundene[n] Treiben“ (176) beseitigen. So ist „der Ruf nach Demontage der Buden“ (177) immer wieder laut geworden. Trotz allem überlebt der Markt, so dass er jetzt „zum Wahrzeichen und zum Trugbild einer Stadt“ (178) geworden ist.

Ferner macht der Erzähler auch darauf aufmerksam, dass erst die Regulierung und Einwölbung des Wienflusses den Markt ermöglicht hatte. Dass der Markt eigentlich

nicht auf festem Boden, sondern über einem fließenden Gewässer errichtet ist, dass er, anders als ein modernes Kaufhaus, kein Dach und keine Wände hat, berührt wieder sein Spannungsverhältnis mit dem „Bodenständigen“ und verstärkt seinen nomadischen Charakter.

Hinzu kommt in diesem Roman das zeitgeschichtliche Moment, also das des Kriegs von gestern und von heute. Zum einen durch den gerade ausgebrochenen jugoslawischen Bürgerkrieg und durch die innenpolitische Hetze gegen Ausländer, zum anderen durch die zurückgerufenen Erinnerungen an den Weltkrieg und den Massenmord, versucht der Roman zu zeigen, wie die multikulturelle Enklave in Gefahr gerät.

## II

Das lebendige Treiben auf dem Markt ist nicht nur als eine Idylle mitten in den Feindseligkeiten auszulegen, sondern auch als Sinnbild für das stilistische Prinzip des Romans. Denn er ist multiperspektivisch konzipiert und besteht aus zahlreichen Episoden. Anders als in den beiden anderen Romanen Rabinovicis, denen wenigstens auf den ersten Blick die ausgesprochen antagonistische Figurenkonstellation zweier Kontrahenten zugrunde liegt, gibt der Autor hier „ein dichtes, farbiges Beziehungsgeflecht“<sup>10)</sup> zum besten.

Aus dem bürgerlichen Establishment stammt die Hauptfigur Stefan, dessen Vater als Richter am Verfassungsgerichtshof gearbeitet hat und zum Hofrat ernannt worden ist. Stefan genießt als Arzt nicht nur ein gewisses Prestige, sondern kann auch, wenn er will, über die väterlichen Kontakte zu den staatlichen Behörden verfügen. Er ist also „ein Einheimischer“, „dessen Zugehörigkeit zu diesem Land von niemandem angezweifelt werden [kann]“. Trotzdem scheint er aus irgendwelchen Gründen „ein Fremder“ (157) zu bleiben.

Nach der unglücklichen Liebe mit einer Kollegin erneuert und vertieft er seine Beziehungen mit den Naschmarkt-Leuten: etwa der linksliberalen Journalistin Sophie Wieser, dem Juden Lew Feininger und dem in Wien gebürtigen Kongolesen Patrique Mutabo sowie dem griechischstämmigen Theo Alexandrus und der Tochter eines türkischen Wirts Şirin Ertekin. Andererseits trifft er immer öfter die Geschwister Bärbel und Hans Kerber, seine ehemaligen Nachbarkinder, die ihn extra darum gebeten haben, sich um ihren delirierenden Vater zu kümmern. Diese jungen Leute

---

10) Martin Zingg: *Dr. med. Erinnerungsarbeiter. Über die Vergangenheit der Gegenwart: Doron Rabinovicis genauer Wien-Roman „Ohnehin“*. In: Frankfurter Rundschau vom 21.4.2004.

gehören alle mehr oder weniger der Generation des „Post-Gedächtnisses“<sup>(11)</sup> an.

Die Generation ihrer Eltern hatte, sei es auf der Seite der Täter, sei es auf der der Opfer, Kriege und Verfolgungen erlebt und konnte sich von ihren Traumata nicht immer befreien. Die Eltern von Lew haben den Holocaust in Moskau überlebt und sind in den Siebziger Jahren über Wien nach Israel emigriert, um dann wieder nach Wien zurückzukehren. Der Vater Theos, Gemüsehändler, ist im Zypernkonflikt von den einfallenden türkischen Truppen „zum Krüppel geprügelt“ (161) worden. Der Vater Patriques, Diplomat in der Botschaft in Wien, hatte, nachdem er etwas Kritisches über seine Heimatstadt im Kongo geäußert hatte, ins „Exil“ (160) gehen müssen, um dort schließlich nach langen Jahren in Verzweiflung zu sterben. Nicht zuletzt hat Herbert Kerber, der wegen seiner Demenz die Erinnerung an früher verloren hat und sich einbildet, er habe als junger Offizier am Krieg teilgenommen und befinde sich nunmehr im eroberten Wien, angefangen, über alles zu sprechen, was er im Krieg als SS-Arzt miterlebt hatte und dann lange hinter der Maske eines praktischen Arztes verschwiegen hatte.

Auch die zweite Generation, die selber im Frieden geboren und aufgewachsen ist, kann von den elterlichen Traumata nicht ganz frei und unbehelligt bleiben. Zwar kann das türkisch-griechische Liebespaar Şirin und Theo mit Hilfe ihrer Mutter „den Sprung aus [den] verkrusteten Moralvorstellungen“<sup>(12)</sup> ihrer autoritären Familien schaffen. Aber das die Spannungsverhältnis zwischen den Kindern von Holocausttätern und -opfern ist nicht so leicht zu entschärfen. In einer skurril-grotesken Szene zwingt die Tochter Bärbel durch eine lange Reihe von Verhören ihren alten Nazivater Herbert zum Reden, um ihn endlich zu einer Entschuldigung zu bringen. Sie und ihr Bruder haben jeder für sich den typischen Lebenslauf eines 68ers hinter sich. Der jetzige philisterhafte Karrierist Hans war damals ein idealistische Maoist, während die anständige Hausfrau Bärbel in ihrer Jugend in die Kommune um den Wiener Aktionisten Otto Mühl geraten war, um gegen die bürgerliche Doppelmentalität und insbesondere „die Familie“ als „Brutstätte aller Geisteskrankheiten“ zu kämpfen.

---

11) Vgl. Marianne Hirsch: *The Generation of Postmemory: Writing and Visual Culture After the Holocaust*. New York (Columbia Univ Press) 2012.

12) Martin Zingg: *Dr. med. Erinnerungsarbeiter*. a.a.O.

### III

Lew Feininger, der jüdische Freund Stefans, sträubt sich stark zwar gegen die versöhnliche These Bärbels, dass die „Kinder von Tätern und Opfern“ doch viele Gemeinsamkeiten hätten. Denn er habe gar „keine Neugier auf eine sogenannte Generation“ (117), sondern empfinde Sympathie nur „für einzelne Menschen“. Und dann fährt er fort:

„Du würdest am liebsten eine antifaschistische Pyjamapartie veranstalten und in Häftlingskleidern herumlaufen. Du bist kein SS-Opfer. Hörst du? Und mich wirst du auch zu keinem machen. Ich bin kein Opfer. Meine Verwandten waren welche, gewiß. Ich nicht. Verstehst du? Ich nicht. Was hast du gesagt? ‚Wir Kinder von Opfern und Tätern‘? Meinst du, wir wären eine einzige große Familie? Eine Art Mischehe aus Juden und Nazis? Eine Täteropfermischkulanz... Die Mischpoche von Auschwitz? Wir Kinder? Ich will kein Kind mehr sein. Ich bin erwachsen. Du auch. Es ist an der Zeit.“ (119)

Je heftiger er reagiert, desto mehr fällt uns aber auf, wie sehr und wie heftig auch er sich mit dem der zweiten Generation eignen Problem auseinandersetzen muss. Hinter seiner Unfähigkeit, eine permanente Partnerschaft mit einer Frau zu schließen, steckt die Erfahrung, im Lauf seiner rastlosen Kindheit jede Form „des Zusammenspiels“ (165) gesehen und immer mehr Zweifel daran bekommen zu haben, eine intime Beziehung mit jemandem eingehen zu können. Besondere Schwierigkeiten liegen für ihn darin, dass seine Eltern, die überlebt hatten, in ihm „ihre Erfüllung, ihre Rechtfertigung vor den Ermordeten“ (165) sahen. Er fühlt sich ebenso sehr mit dem kollektiven Gedächtnis überlastet wie Dani Morgenthau aus *Suche M.*, in dem „sich nicht bloß Herr und Frau Morgenthau, sondern alle Vorfahren der Familie fort[pflanzen], ob sie erschossen, erschlagen, vergast, oder als Muselmänner, als atmende Skelette, bis zum Tode ausgezehrt worden waren“.<sup>13)</sup>

Obwohl er fest überzeugt ist, dass er die Eltern „für die Verluste nie entschädigen“ kann, bemüht Feininger sich darum, etwas offiziell lange Vernachlässigtes ans Licht zu bringen: alles, „was Menschen, die der Vernichtung entronnen waren, erinnerten“ (166). Daher beginnt er mit dem aufklärerischen Projekt zur „Ausstellung über die Todesmärsche“ (163), auf denen unzählige Lagerhäftlinge aus Mauthausen noch in den letzten Tagen des Kriegs umgebracht worden seien. Freilich ist ihm der Kitsch einer „Shoaromanze“ unerträglich, denn sie hat die Geschichte des Massenmordes nur „für

---

13) Doron Rabinovici: *Suche nach M.* Frankfurt a.M.(Suhrkamp) 1999. S.71.



den Markt aufgeputzt“ (166).<sup>14)</sup> So wählt er als Ausdrucksmittel wissenschaftliche sowie journalistische Verfahren, um sich an die verschwiegene Vergangenheit anzunähern.

Hier wird beim Umgang mit dem Holocaust die Differenz zwischen wissenschaftlicher Historiographie und literarischer Fiktion hervorgehoben. Während vom historischen Fach „Objektivität und rationale Distanz“ verlangt wird, bleibt die Literatur „dem Subjektiven und dem Gefühl“<sup>15)</sup> zugeordnet. In der Vorbemerkung zu seiner Dissertation über das heikle Thema einer möglichen Mittäterschaft der Wiener Judenräte an der von den Nationalsozialisten befohlenen und durchgeführten Judenvernichtung beteuert der Autor Rabinovici, dass davon leichthin zu erzählen ihm unmöglich gewesen sei und er deshalb versucht habe, der Materie auf wissenschaftlichem Wege beizukommen, obwohl ihm bewusst gewesen sei, „daß dadurch vieles nicht zur Sprache kommt“.<sup>16)</sup> Anders als die Romanfigur Lew Feininger will der Autor Rabinovici sich nicht bloß als Historiker auf die Faktizität beschränken, sondern mit seinen Romanen eine Gratwanderung zwischen Schweigen und Kitsch riskieren. Dabei vermeidet er jede direkte Darstellung des Holocaust selbst. Stattdessen zeigt der Roman immer wieder, dass wir uns der Vergangenheit nur vermittelt durch die überlieferten, unterschiedlichen und oft widersprüchlichen, Zeugenaussagen annähern können. Damit erlangt er eine gewisse Distanz dem gegenüber, was von den Figuren ausgesagt wird. Den sentimentalischen KZ-Romanen, die massenhaft produziert und konsumiert werden, setzt er eine bissige Zeugenaussage eines Überlebenden entgegen, damit das übliche Vorurteil, das alle Opfer zu bloß erbarmenswerten Menschen verklärt, ironisch korrigiert werden kann. Beim Interview mit dem alten Juden, der zusammen mit seiner Frau das KZ überlebt hat, fällt Feininger etwas ein:

„Verzeihen Sie, Herr Doktor Herz“, setzte Lew an, ohne weiterzusprechen.

„Ja, was denn?“

„Verstehen Sie mich nicht falsch, aber ich sehe hier nirgends eine Spur Ihrer Frau... Ist sie...?“

„Gestorben?“ sagte Herz leichthin: „Nein. Wir haben uns dreiundfünfzig scheiden lassen“.

„Wie bitte? Scheiden?“ entfuhr es Lew, und das ganze Gefühl, das sich in ihm

---

14) Doron Rabinovici: *Wie es war und wie es gewesen sein wird. Eine Fortschreibung von Geschichte und Literatur nach der Shoah.*

[http://www.rabinovici.at/texte\\_wieeswar.html](http://www.rabinovici.at/texte_wieeswar.html) (Stand: 13.3.2014)

15) Ebd.

16) Doron Rabinovici: *Instanzen der Ohnmacht. Wien 1938-1945. Der Weg zum Judenrat.* Frankfurt a. M. (Jüdischer Verlag) 2000. S. 9.

wie ein Ballon entfaltet hatte, platzte mit einmal: „Entschuldigung, Herr Doktor Herz, aber wieso denn?“

„Sie war jähzornig. Eine Cholerikerin. Glauben Sie mir. Es war wirklich schwer auszuhalten.“

„Und vorher?“

„Aber ja, auch vorher schon. Im Lager. Aber damals glaubten wir noch beide, es liegt am Hitler!“ Feininger entglitt sein Kugelschreiber, konnte kaum an sich halten, doch der Alte kicherte leise und nickte: „Ja, ja, verstehen Sie, wir dachten, es liege am Hitler!“ (169)

Ein anderer Jude der zweiten Generation, Mischa Guttmann, hat schon 1986 seine Geburtsstadt Wien verlassen. Der Grund dafür ist nicht einfach nur die Tatsache, dass damals anlässlich des Wahlkampfs mit der Kandidatur Kurt Waldheim die antisemitischen Töne immer lauter geworden waren. Guttmann empfand auch eine Abneigung gegen die demütige Haltung des Vaters gegenüber dem einheimischen Establishment. Er will nicht auffallen und aus der Reihe tanzen, um die österreichischen Konkurrenten nicht zu provozieren. Vor allem missfällt es dem Sohn, dass hinter der philosemitischen Maske der Einheimischen das „Gemenge aus Anmaßung und Ignoranz“ und hinter dem Anschein der politischen Korrektheit eine historische Amnesie stecke. Diese kommt in verschiedenen unbedachten Äußerungen zum Vorschein, z. B. wenn eine Dozentin ihm, dem Arzt, versichert: „Ich freue mich so sehr. Endlich werden wir hier wieder einen guten jüdischen Arzt haben.“ (153) Auch der Vater Guttmanns ärgert sich im Stillen, als ihm ein junger Angestellter im Auktionshaus Dorotheum über eine jüdische Künstlerin sagte: „Ach ja, die lebt noch?“ (241). Der Mangel an sprachlicher Sensibilität charakterisiert die Grundhaltung der Täter und der Täterkinder, die sich stets eine schöne Fassade geben wollen. Desto mehr irritieren und verärgern sie die Opfer und die Opferkinder. So bringt der Roman die wesentliche Diskrepanz im Bewusstsein zwischen Tätern und Opfern an den Tag.

#### IV

Das vierte Kapitel widmet sich eben dem Versuch Lewys, die Erinnerung an die historischen Verhängnisse nicht verkrusten zu lassen, sondern immer lebendig zu halten. Dabei muss er einen Krieg an mehreren Fronten gleichzeitig führen. Zum einen gegen die antisemitisch Gesinnten, die etwa durch Errichtung eines Denkmals die „lästige“ Vergangenheit zu erledigen, „die Verbrechen auszublenden“ versuchen: „Denkmäler seien ja eher Wegmarken des Vergessens“ (92). Damit nimmt der Roman auch zur damaligen Debatte um das Berliner Denkmal für die ermordeten Juden

Europas Stellung.<sup>17)</sup> Freilich geht es hier auch konkret um provinzielles Denken in Oberösterreich. Unter dem langjährigen Druck der politischen Aktivisten veranstaltet die Verwaltung eines kleinen Städtchens widerwillig eine Gedenkzeremonie anlässlich der Einweihung eines „Denkmal[s] für ermordete Juden“ (91). Der Bürgermeister will der heiklen Pflicht entgehen, selbst die Einweihungsrede zu halten, und verfügt über keinerlei Sensibilität für die Opfer, so dass die Gedenkfeier dann ausgerechnet in der katholischen Kirche und nach katholischer Art stattfinden muss. So erntet Lews Rede bei den konservativen Leuten in der Provinz nur Unverständnis und gar Ärger, da er darauf hinweist, dass in dieser Gegend „ein Monument“ steht, „das als Wallfahrtsort für Ehemalige und Neonazi dient[ ]“ (91), und da er die dafür zuständigen Politiker scharf kritisiert. Überdies veröffentlicht das Lokalblatt später einen perversen Kommentar mit einer deutlichen Drohung: „die Juden würden durch solche Aussagen ,in den Kindern der einstigen Täter die Bereitschaft zu neuerlicher Täterschaft wecken“ (101), auch wenn das Blatt später von der Leserschaft Hunderte Beschwerden erntet.

Zum anderen richtet Rabinovici ein scharfes Augenmerk auch auf wichtige Differenzen unter den Juden. Die Engstirnigkeit und Gehorsamkeit der ultraorthodoxen Juden der zweiten Generation wird, wie immer bei Rabinovici, spöttisch karikiert und auf diese Weise in Frage gestellt. Ohne jedes kritische Bewusstsein können sie das Aussehen ihres, wie er hier ironisch genannt wird, „originalverpackt[en]“ „Gurus“ (95) nachäffen und alles annehmen, was er ihnen vorträgt: Vom Standpunkt des streng Orthodoxen übt der Guru eine einseitige Kritik an den „jungen Partisanen des Ghettos, zumeist areligiöse Zionisten und Linke“, ohne aus seiner eigenen Strategie der „Unterwerfung“ eine historisch-kritische Bilanz ziehen zu wollen.

Ferner nimmt der Roman sogar gegenüber den sogenannten Philosemiten, den „noblen nichtjüdischen Menschen“, eine sehr kritische Haltung ein, die, was die jüdisch-deutschen sowie jüdischen-österreichischen Verhältnisse in der Nachkriegszeit betrifft, stets in Schablonen denken, weil sie von zu starken Schuldgefühlen heimgesucht werden. Diese Leute haben aufgehört, selber zu denken. So haben sie ihre kritische Einstellung zur Geschichte so weit getrieben, dass für sie die Deutschen und Österreicher, selbst die Nachgeborenen, immer Schuld tragen, während sie die jüdischen Opfer immer verherrlichen. So oft wie möglich wollen sie „ihre Gesinnung gegen den Judenhaß bekunden“, als ob sie sich nur dadurch von der Täterschaft

---

17) Vgl. Ute Heimrod (Hrsg.): *Der Denkmalstreit – das Denkmal? Die Debatte um das „Denkmal für die ermordeten Juden Europas“*. Eine Dokumentation. Berlin / Wien (Philo) 1999.

befreien könnten. Dabei übersehen sie oft gern die oben genannten Differenzen unter den Juden. Für sie ist der Kollektivbegriff Jude viel wichtiger als die einzelnen Juden.

In einer bissig-komischen Szene, auf einem Gedenksymposium für den Warschauer Widerstand, verneint ein greiser Zeitzeuge, ein Überlebender des Holocaust, wider alle Erwartungen den Mythos der jungen Partisanen, und dies in einer seltsamen Sprache, dem Jiddischen, das allen Nichtjuden unverständlich bleibt.

Diese Jugendlichen, teilte der Greis der ganzen Versammlung jedenfalls mit, waren keine Helden gewesen, dabei sprach er aber wieder sein gewähltes Jiddisch, sagte deshalb alles in doppelter Verneinung, wie es die Grammatik dieser Sprache verlangt, sagte, diese Jungen wären gar keine Helden nicht gewesen, nicht klug nicht und auch nicht vernünftig nicht. (98)

Aber die amateurhafte Dolmetscherin, eine Studentin der Judaistik, „vergaß alles, was sie als Linguistin bisher gelernt hatte, blieb unverdrossen bei ihren Erwartungen“ (98) und gab „just das Gegenteil dessen wieder, was der Rabbiner erklärt“, und schmückt alles nach ihren Vorurteilen aus, so dass „die zwei Versionen des Vortrages, jiddisches Original und deutsche Kopie, sich verzweigten“ und ein Knirschen vernehmen ließen, „als drohe ein Zug aus den Schienen zu springen, weil die Geleise mit einemmal auseinanderliefen“ (99). Die Diskrepanz zwischen dem Original und der falschen Übersetzung ist als Metapher für die jüdisch-deutschen, hier speziell die jüdisch-österreichischen Missverständnisse in der Nachkriegszeit sehr geeignet. Wie später im Roman *Andernorts* der Kulturwissenschaftler je nachdem, wo und in welcher Sprache der Artikel veröffentlicht wird, seine Behauptung ändert, ist eine Aussage, etwa Kritik an den pflichtmäßigen Schülersausflügen nach Auschwitz, nur auf der einen Seite möglich, weil die gleiche Aussage auf der anderen Seite gänzlich missverstanden und oft zu einem politischen Zweck missbraucht werden kann.<sup>18)</sup> Diese Symposiumsszene legt den Verdacht nahe, dass die Symbiose zwischen Juden und Deutschen bzw. Österreichern erst dadurch möglich geworden sei, dass die beiden Seiten aneinander vorbei, um einander herum redeten.

## V

Die Intention des Romans, im Verhältnis zwischen Deutschen und Juden alle stereotypen Gedanken zu vermeiden, bezieht sich auch auf die zeitgeschichtliche Weltsituation, in der er sich abspielt. Die serbische Videokünstlerin Flora Dema und ihr Kameramann Goran Bošković behaupten, dass insbesondere der Schatten des

---

18) Vgl. etwa Doron Rabinovici: *Andernorts*, S. 272.

realen Kriegs in Bosnien den einzigartigen Status der jüdischen Opfer in Frage stelle. Flora versucht, die wirklichen Meinungen der Wiener Bevölkerung ans Tageslicht zu bringen. Sie lässt Goran im Geheimen die Reaktionen der Passanten aufnehmen, als sie ihnen auf offener Straße eine Flüchtlingin vorspielt und sie um Hilfe bittet. Sie zieht darauf ab, nicht bloß die Täter zu kritisieren, sondern auch die Haltung der nicht unmittelbar beteiligten „Zuschauenden“ zu verändern.

Auf die Kritik Lews, sie könnten mit dieser Methode, dieser Art von „Happenings“ nicht von dem berichten, was auf dem Balkan wirklich geschieht, sie sollten es besser beschreiben und historisch erklären, antwortet Flora, es gehe vielmehr darum, was hier in Österreich geschehe, denn „[z]uviel Geschichte, heißt es, könne die Gesundheit gefährden“ (82). Seine naheliegenden Einwände – „[z]uwenig wohl auch“ – will sie nicht ernst nehmen. Die wirklichen Gründe für ihr Desinteresse an den historischen Hintergründen verrät im übrigen der Roman uns, den Lesern, erst viel später. Da auch Goran Lew die direkte Frage stellt, ob er denn immer nur von der Vergangenheit reden könne, bekommen wir zu diesem Zeitpunkt nur den Eindruck, dass es hier darum geht zu zeigen, dass direkte Appelle viel wichtiger sind als historische Forschung, um verändernd in die Gesellschaft einzugreifen. In der Tat meint Goran, sein Video zeige den „heutigen Rassismus“, „eure(n) Rassismus!“ (83). Und schließlich spricht er dem Juden selbst den Status eines „Fremden“ ab. „Falls du je einer warst, bist du es längst nicht mehr“ (83).

So wird auch an anderen Stellen immer wieder an die Zivilcourage appelliert. Etwa, nachdem der schwarzhäutige Patrique im Café beleidigt worden ist, wird im Roman festgehalten, Patrique sei es nicht entgangen, „daß niemand im Lokal sich aufgerafft hatte, ihn zu unterstützen“ (158). Dass der Roman der politischen Realität in Österreich bisweilen zu sehr auf den Leib rückt, dass seine Personen manchmal wie bloße Ideenträger wirken, dass der Autor sich zu viel Mühe gegeben hat, „allen Seiten Genüge zu tun“, um eine politische korrekte Einstellung zu erreichen, alles das hätte ohne die besondere Erzähleinstellung Rabinovicis den ausländischen, insbesondere den japanischen Lesern den Spaß an der Lektüre verdorben.

Mit der besonderen Erzähleinstellung meine ich nicht bloß die satirische und sarkastische Übertreibungskunst, die sich an den obengenannten perversen Verhörscenen oder an den Symposiumsszenen sehr gut beobachten lässt, sondern auch die unendliche Kette von Verwirrspielen: Leser, die die perversen Verhöre als Ausdruck des Masochismus eines übermäßig an Schuldgefühlen leidenden Täterkinds auslegen und mit dem dementen alten Vater sogar ein gewisses Mitleid empfunden haben mögen, geraten sicher in Verlegenheit, wenn sie die Möglichkeit in Erwägung ziehen müssen,

dass dieser Vater „alles, was wir an ihm beobachten, bloß arrangiert“ (148) hat, dass er also „so listenreich“ ist wie „Odysseus“ in einer Parabel Kafkas, „ein solcher Fuchs, daß selbst die Schicksalsgöttin“, in unserem Fall der tüchtige Neurologe, „nicht in sein Innerstes dringen konnte“.<sup>19)</sup> Ob der Vater die Demenz wirklich nur simuliert, ob Flora, die, wie sich am Ende herausstellt, „überhaupt keine Illegale“ (229) ist, sondern die verschiedenen Schicksale – u.a. als Flüchtling – nur vorspielt, Stefan wirklich liebt oder ob auch diese Liebe eine Vorspiegelung ist, bleibt offen. Dass dieses „postmoderne“ Verfahren, das die Erzählstränge ambivalent erscheinen lässt, zur politischen Intention in einem Spannungsverhältnis steht, macht den Zauber dieses Romans aus. So nimmt Rabinovici zu jeder Art von „Boden-Ständigkeit“ eine sehr kritische Haltung ein, dies aber nicht einfach nur auf inhaltlicher, sondern auch auf formaler Ebene. In diesem Sinn ist der Naschmarkt ein geeignetes Sinnbild, nicht nur weil er als multikulturelle Enklave dem multiperspektivischen stilistischen Prinzip entspricht, sondern auch insofern, als dieser Ort, der als janusköpfiges „Wahrzeichen und [...] Trugbild der Stadt“ (178) bezeichnet wird und zwischen Faktizität und Fiktionalität schwebt, das schillernde Maskenspiel des Romans antizipiert.

---

19) Franz Kafka: *Das Schweigen der Sirenen*. In: *Gesammelte Werke* Bd.6. Frankfurt a. M. (S. Fischer) S. 170.